

im Chaos der ungezähmten Wirklichkeit ziehen, wie kognitive Trugbilder verflüchtigen, je stärker wir unsere Aufmerksamkeit auf ihre trügerischen, vergänglichen Formen richten. In den Tagen unserer prähistorischen Vorfahren war unser Gehirn noch frisch und unverbraucht. Es funktionierte reibungslos, effizient und war ausnehmend zweckdienlich. Wenn unsere frühen Vorfahren unerwartet auf eine Schlange unter einem Gesteinsbrocken stießen, stellten sie sich nicht die Frage, ob sie gefährlich war oder nicht. Sie machten sich einfach aus dem Staub. Schnell. Dasselbe galt für Tiger im Gebüsch. Und Krokodile im Schilf. Okay, es *konnte* der Wind sein. Doch es war besser, aus sicherer, angemessener Entfernung darüber nachzudenken, außer Reichweite des Scharfen, Spitzen oder Giftigen.

Mit anderen Worten: Die überwältigende Mehrheit der Entscheidungen, die unsere frühesten Vorfahren in ihrem Alltagsleben trafen, war wahrscheinlich binär. Schwarz und weiß. Entweder – oder. Und das aus gutem Grund. Bei den zu treffenden Entscheidungen ging es oft um Leben und Tod. Sturzfluten. Tornados. Blitzschläge. Erdbeben. Lawinen. Umfallende Bäume. Solche Dinge kommen aus dem Nichts. Sie geschehen von einem Augenblick auf den anderen. Menschen, die lange nachdachten, bevor sie handelten, lebten normalerweise nicht allzu lange.

Heute hat sich das Überlebensspiel jedoch geändert. Die mentalen Shortcuts, die sicherstellten, dass unsere frühen Vorfahren der Evolutionskurve immer einen Schritt voraus waren, können sich – so wie die Schlangen und

Tiger, denen aus dem Weg zu gehen wir dank der Evolution gelernt haben – irgendwann rächen. Die Beweise sind allgegenwärtig. Fragen Sie nur die südafrikanische Mittelstreckenläuferin Caster Semenya, die wegen ihrer natürlich erhöhten Testosteronwerte in die Schusslinie geraten ist. Oder die Amerikanerin Caitlyn Jenner, die 1976 als William Bruce Jenner Olympiagold im Zehnkampf gewann. Der erbarmungslose Druck durch immer mehr Gender-Unterkategorien, durch eine soziale, psychische und informationelle Komplexität verlangt Karten einer grenzenlosen, nahtlosen Wirklichkeit mit einem größeren Maßstab, mit feineren Linien sowie weniger und unauffälligeren Faltkanten. Die groben Abgrenzungen vergangener Zeiten reichen einfach nicht mehr aus.

Um zu sehen, wie sich die Anforderungen an das Gehirn entwickelt haben, wollen wir uns dorthin zurückbegeben, wo alles begann, und die einzellige Amöbe betrachten. Ziel aller Lebewesen ist es, zu überleben und sich fortzupflanzen. In der seichten Unterwasserwelt, die das Universum dieses unentwickelten Organismus darstellt, sind Wärmeschwankungen, die Verfügbarkeit von Nahrung und die Umgebungshelligkeit – Hell und Dunkel, Schwarz und Weiß – tatsächlich die einzigen drei für das Überleben notwendigen Kategorien. Derartige Veränderungen in der äußeren Umgebung der Amöbe werden gespiegelt durch Veränderungen innerhalb ihrer Zellmembran, die sie dazu befähigen, sich entweder auf nahe Nahrungsquellen (zum Beispiel Glukose) zu- oder von giftigen Stimuli

fortzubewegen. Eine Amöbe würde sagen: »Kein Bedarf an einem Dimmer in diesem Teich, Kumpel. Romantische Soirées bei Kerzenlicht sind echt nicht unser Ding. Wenn es plötzlich dunkel wird, so heißt das, dass buchstäblich etwas in der Luft liegt, und wir machen uns aus dem Staub. Wir halten es lieber einfach.«

Eine edle, wenn auch spartanische Philosophie.

Doch Einfachheit ist nicht jedermanns Sache und im Zuge der natürlichen Auslese entwickelten sich Unternehmen, Innovation und technologisches Know-how. Mit dem Auftauchen mehrzelliger Organismen hielten die ersten Nervensysteme der Welt in Form von primitiven Nervennetzen oder Ganglien ihren Einzug – Ansammlungen von Nervenzellkörpern. So wie bei ihren einzelligen